

Heterosexualität vor Qualifikation

Autor(en): **Schurter, Katja**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die : Lesbenzeitschrift**

Band (Jahr): - **(2003)**

Heft 28

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-631413>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Heterosexualität vor Qualifikation

Ein lesbisches Paar bewirbt sich als Pflegeeltern. Zuerst scheint dies kein Problem zu sein, doch dann kommt plötzlich eine Absage. Trotz ausgewiesenen Qualifikationen überwiegen die Vorurteile.



«Am schlimmsten finde ich es, so abgespiessen zu werden, ohne eine ehrliche Antwort. Ich bin mir sicher, wenn ich mich allein beworben hätte, hätte ich die Stelle bekommen.» Die Stiftung Kinderheim Grünau hatte SozialpädagogInnen gesucht, die ein schwer verhaltensauffälliges Kind für zwei bis drei Jahre bei sich aufnehmen – Paare bevorzugt. Vor der schriftlichen Bewerbung hatte Erika mit dem Projektleiter telefoniert und nachgefragt, ob damit auch gleichgeschlechtliche Paare gemeint seien. «Er sah kein Problem darin, es stelle sich dann nur die Frage nach männlichen Bezugspersonen. Ich teilte ihm mit, dass wir Männer in unserem Umfeld haben und der eine oder andere bereit wäre, sich einzulassen.» Daraufhin bewarb sich Erika Anfang März. «Es war für mich eine Herausforderung: Beruf und Privatleben wären nicht mehr getrennt, sondern das Kind immer da. Ich wollte – anders als meine Partnerin Claudia – nie Kinder. Der Bewerbung ging eine intensive Auseinandersetzung voraus, bei der wir zum Schluss kamen, dass wir mit unseren Qualifikationen und Ressourcen auch ein schwieriges, verhaltensauffälliges oder behindertes Kind betreuen könnten.» Sie sprachen darüber, was es für sie

als Paar bedeuten würde, räumten in Gedanken die Wohnung um und stellten sich im Alltag immer wieder vor, wie das nun zu dritt wäre.

Zum Bewerbungsgespräch wurden Erika und Claudia eingeladen. «Es war intimer als üblich. Sie fragten, wie lange wir ein Paar seien, welche Kommunikations- und Streitkultur wir hätten.» Erika hatte ein gutes Gefühl. «Auf meine Bemerkung, dass ich mir vorstellen könne, dass die Eltern Mühe mit einem Lesbenpaar als Pflegeeltern haben könnten, meinten sie, dass die Eltern zum Teil gar nicht erfahren, wo ihre Kinder sind. Es wurde uns vermittelt: „So etwas wie euch haben wir gesucht.“ Beim Wohnungsbesichtigungstermin schien es sich nur noch um eine Formalität zu handeln.» Dieser Termin wurde aber verschoben. Kurz bevor er dann doch stattfinden sollte, kam die Absage. Begründung: Das Team habe sich dagegen entschieden. Im Absageteléfono äusserte die Heimleiterin die Befürchtung, dass ein Frauenpaar eine zusätzliche Belastung für Kinder mit einer solch schwierigen Geschichte sei, ausserdem könnte es Probleme mit den Eltern geben. «Wir fielen aus allen Wolken. Auf unsere Frage, was passiert sei, warum denn ein

Team, das uns nie gesehen hatte, plötzlich entscheiden könne, erhielten wir nie eine Antwort.»

Erika und Claudia liessen das nicht auf sich sitzen, zu offensichtlich war für sie die Diskriminierung als Lesben. Beide haben die Schule für soziale Arbeit abgeschlossen, Erika hat jahrelange Erfahrung mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen, selbst die gewünschte reizarme Umgebung hätten sie bieten können. Sie schrieben einen Brief: «Doch werden wir nur daran gemessen, was wir nicht anbieten: Heterosexualität. Nicht unsere Qualität als Paar, unsere Transparenz miteinander oder unser Umgang mit Natur und Tieren zählt. Wir werden einzig auf unsere Sexualität reduziert.»

Zwischen dem ersten Telefon und der Absage lagen sieben Wochen intensiver Auseinandersetzung mit dem Thema, umso grösser war die Enttäuschung, aus diskriminierenden Gründen abgelehnt zu werden. «Die Frage ist, geht es um eine so genannt „intakte“ Familie – bzw. um eine heterosexuelle, intakt ist sie ja deswegen noch keineswegs – oder um einen guten Platz für das Kind?» Mit der Aussage, dass sie als lesbisches Paar eine Belastung wären für die Kinder, fühlt sich Erika auf die gleiche Stufe gestellt wie die Heteropaare, welche die Kinder verletzt haben. «Den Kindern ist es egal, ob wir lesbisch sind oder nicht. Es wäre sicher ein Thema in der Schule und die Kinder würden gefoppt, aber genau so, wie wenn sie eine Hasenscharte hätten oder sonst irgendwie nicht ins „normale“ Bild passen würden. Es gibt Dinge, mit denen frau umgehen muss und die nicht einfach wegzumachen sind.»

Als ich bei der Stiftung Kinderheim Grünau um eine Stellungnahme anfragte, war aus Feriengründen nur die Administratorin Heidi Anzensberger zugegen. Sie äusserte eine andere Begründung für die Absage: Es liege nicht dar-

an, dass sie zwei Frauen seien, sondern dass sie unbedingt zu einem Kind kommen wollten. «Dies ist ja sonst schwierig, also haben sie versucht, auf diesem Weg zu einem Kind zu kommen. Das finden wir nicht die richtige Motivation.» Laut Projektleiter und Heimleiter hätten Erika und Claudia diese Motivation im Vorstellungsgespräch geäußert. Davon, dass das Team dagegen sei, weil ein Frauenpaar für die Kinder eine Belastung sei, hat sie nie etwas gehört.

Als Claudia und Erika aus den Ferien zurückkommen, erwartet sie eine Antwort auf ihren Brief mit der gleichen Begründung: «Die Kinder werden in unsere Institution eingewiesen, um eine optimale Betreuung zu erhalten und nach einem klar definierten Handlungs- und Zeitraum in ein anderes Umfeld eingegliedert zu werden. (...) Diese Haltung lässt sich nicht mit der Absicht vereinbaren, durch die Aufnahme von Kindern den auf Dauer ausgerichteten Wunsch der Erziehenden zu befriedigen, in ihrer Beziehung ein Kind als Familienmitglied eingliedern zu können.»

Ob einem Heteropaar, das keine Kinder bekommen kann, wohl auch eine solche Motivation unterstellt worden wäre? Vollends absurd ist diese Behauptung, weil ja zumindest Erika eigentlich nie ein Kind wollte und sich erst aufgrund der ausgeschriebenen Stelle mit der Idee befasste, ein Kind in Pflege zu nehmen. Welche Begründung auch immer die ausschlaggebende war: Die intransparente Vorgehensweise und die ständig wechselnden Begründungen für die Absage zeigen, dass die LeiterInnen der Grünau nicht mit der Bewerbung eines Frauenpaars umgehen konnten. Dies lässt Zweifel an ihrer Professionalität aufkommen: «Bei einer Institution mit diesem Thema müsste Frau Ehrlichkeit und Transparenz voraussetzen können», meint Erika. «Wenn sie schon so mit uns umgehen, wie gehen sie dann mit den Kindern und Jugendlichen um?»

Katja Schurter

38 • Den Horizont öffnen, ausbrechen aus all den gesellschaftlichen Rollen. Das Gefühl aufbrechen, wenn ich butch bin, bin ich männlich.



miesmuschel

«Heimat», landauf und stadtab – das Motto des Zürcher CSD 2003

Ein seltsames Wort, Heimat. In meinem kleinen Brockhaus finde ich den Begriff nicht. Es steht «Heimatkunst» (jene bodenständige, einer engeren Landschaft verbundenen Kunst) und «Heimatvertriebene» (die seit 1945 bes. aus den dt. Ostgebieten vertriebenen Deutschen), that's it. Seltsam eigentlich, denn ich begegne dem Begriff immer wieder, spontan assoziiere ich ihn mit einem vollen Boot und roten Socken.

Ich muss mir also selbst Gedanken dazu machen, was mit Heimat gemeint sein könnte, schliesslich ist der CSD auch mein Tag. Wenn ich mich schon aussen vor fühle, wenn irgendwelche schrillen Typen mit Kobras (oder waren es Echsen?) die Zeitungsseiten zieren, wenn ich mich schon nerve ob irgendwelcher Alibi-Reden auf dem Helvetiaplatz, wenn ich schon das Gefühl habe, meinesgleichen seien banal und bünzlig, weil drogenfrei und angekleidet am Umzug, dann will ich wenigstens wissen, ob das Motto des CSD auch mein Motto sein kann.

Wo schlägt mein Herz Heimat? War es mein erster Nuggi? Ist es meine DNA? Papis Glatze? Das erste Meerschweinchen? Ein Fotoalbum? Ist es das Pflaster meines täglichen Einkaufs? Der Zimt auf dem Milchreis? Oder ist es garamänd die Geborgenheit, wenn sich die Arme meiner Frau um mich schlingen, derweil ich langsam in den Schlaf tauche? Es könnte auch der vertraute Geruch meiner Wohnung sein, wenn ich nach zwei Wochen Ferien die Wohnungstür aufschliesse. Oder die Selbstverständlichkeit, in meiner Muttersprache meine Frisurwünsche dem Coiffeur kommunizieren zu können? Dann komme ich nicht umhin, an all die Menschen zu denken, die ihre Heimat verloren haben. Die ihr Land, ihre Liebsten, ihre Leibspeisen und ihre Gerüche, ihre Kanarienvögel und ihre Glatzen zurück gelassen haben. Menschen, hier und jetzt und unter uns.

Am CSD wird Zugehörigkeit manifestiert. WE ARE FAMILY! «Wir», das heisst offenbar: weiss, westlich, christlich sozialisiert, mehr oder weniger gemittelschichtet, möglichst geoutet und bestimmt queer. Kann es tatsächlich sein, dass die – mittlerweile recht gut etablierte – Community ihre eigene Geschichte von Diskriminierung und Ausgrenzung schon so weit vergessen hat, dass sie im Jahr 2003 nonchalant dieselben Mechanismen reproduziert? Ich bin nicht nur Lesbe, auch nicht am CSD. Ich bin auch ein politischer Mensch mit einem sensibilisierten Bewusstsein für Systeme, in denen Minderheiten übersehen, totgeschwiegen oder aktiv benachteiligt werden. Ich vergesse nicht, in welchen Herrschaftsverhältnissen ich lebe und welche Normen dominieren. Und ich würde mir auch vom Organisationskomitee eines solchen Anlasses wünschen, dass sie über ihre lesbische oder schwule Nasenspitze hinausschauen.

Ich gang *Hei*. Schach *Matt*.

Pascale Navarra